



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Der Untergang der antiken Welt

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

verschuldeter Not vergehen, ohne daß aus der Zukunft ein Lichtstrahl ver-
 söhnend in das Dunkel der Gegenwart fällt, in dem erstirbt allmählich die
 frische, fröhliche Laune, die dem Unterricht die besten Erfolge schafft, und die
 Lust und Liebe zum Beruf weicht einer mit den Jahren steigenden Erbitterung.
 Eine solche Stimmung in den Kreisen der jüngern Lehrer kann aber auf die
 Schule nicht ohne Einfluß bleiben, selbst bei den besten Vorfällen, trotz alles
 Pflichtgefühls strömt unwillkürlich etwas von dieser Stimmung über in die
 nur zu empfänglichen Herzen der Jugend. Es genügt nicht, daß der Lehrer
 seine Pflicht erfüllt; er muß sie mit Freuden erfüllen. Es kann dem Staate
 nicht gleichgiltig sein, daß er sich für die kommenden Jahrzehnte eine ver-
 bitterte Generation von Lehrern heranzieht, und das zu einer Zeit, wo deren
 Berufsfreudigkeit nötiger ist als je. Fürst Bismarck hat in seiner Ansprache
 an die Lehrer hervorgehoben, daß man die Wichtigkeit der gebildeten Klassen
 für das Gedeihen der Nation und den gewaltigen Einfluß der Schule auf die
 gebildeten Klassen heutzutage sehr unterschätze. Der Staat sollte sich diese
 Worte zu Herzen nehmen, und in einer Zeit, wo zerstörende Mächte an den
 Wurzeln seines Daseins nagen, sich nicht die dauernd entfremden, die die
 stärksten Wurzeln seiner Kraft, die gebildeten Klassen, vor dem Angriff jener
 Feinde schützen und bewahren sollen. Es scheint denn auch, als habe sich an
 maßgebender Stelle die Überzeugung Bahn gebrochen, daß in der That gefahr-
 drohende Übelstände vorhanden sind; der Minister hat in der Audienz am 1. Juli
 die Lage der Hilfslehrer als den wundesten Punkt in den Verhältnissen der
 höhern Lehrerschaft anerkannt und versprochen, alles zu thun, was in seinen
 Kräften stehe, um deren Lage zu bessern. Wir haben das Vertrauen zu ihm,
 daß er sein Versprechen in vollem Umfange halten, d. h. daß er für seine Unter-
 gebenen ebenso nachdrücklich und dann gewiß auch mit gleichem Erfolge eintreten
 wird wie der Justizminister, und hoffen auf die Erfüllung der berechtigten
 Forderungen nicht sowohl um der Hilfslehrer willen, sondern vor allem im
 Interesse der Schule, im Interesse des Vaterlands.



Der Untergang der antiken Welt



Itto Seeck hat den ersten Band einer Geschichte des Unter-
 gangs der antiken Welt herausgegeben (Berlin, Siemen-
 roth und Worms, 1895). Das ist kein gewöhnliches Buch. Aus-
 gerüstet mit gründlicher Quellenkenntnis, löst der Verfasser eine
 der größten und schwierigsten Fragen der Weltgeschichte als
 selbständiger Denker fast in befriedigender Weise. Dabei gehört er zu den

glücklichen Darstellern, die den Mumien trockner Quellenberichte Leben einzuhauchen verstehen und uns die Schatten der Vergangenheit in frischer Körperlichkeit vorführen. Wie köstlich und unzweifelhaft naturgetreu schildert er das urwüchsige Barbarenleben unsrer germanischen Vorfahren! Die Einteilung des Werkes, dessen Plan wir ja erst nach seiner Vollendung werden übersehen können, überrascht einigermaßen. Im ersten Buche werden nämlich die Anfänge Konstantins des Großen behandelt, und das zweite stellt dann den Verfall der antiken Welt in sechs Kapiteln dar (die Germanen, das römische Heer, die Ausrottung der Besten, Sklaven und Klienten, die Entvölkerung des Reichs, die Barbaren im Reich), wobei natürlich vielfach auf die Zeiten der Republik zurückgegangen werden muß. Konstantin, den man schlecht zu machen pflegt, seitdem das Christentum bei den Gelehrten in Mißkredit gekommen ist, wird ungemein hochgestellt. Wir führen aus seiner Charakteristik zu Nutz und Frommen der Gegenwart nur zwei Stellen an. Nichts, heißt es S. 49, habe ihm ferner gelegen, als die mißtrauische Furcht des Tyrannen. „Es giebt dafür keinen bessern Beweis, als daß er alle Angeberei, namentlich die anonyme, mit den härtesten Strafen belegte und sogar die gesetzliche Anklage auf Majestätsverbrechen, die sich nicht wohl verbieten ließ, durch sehr wirksame Abschreckungsmittel zu hindern suchte.“ Und S. 132: „Gleich nach seinem Einzuge [in Rom] hatte sich der Kaiser von Angebern umdrängt gesehen; selbst der Senat forderte gegen einige Kreaturen des Maxentius, unter deren Willkür er besonders schwer gelitten hatte, Recht und Gericht. Aber Konstantin war entschlossen, die Diener, die den Befehlen ihres Herrn, wenn auch mit verbrecherischem Übereifer, gehorcht hatten, nicht dafür büßen zu lassen.“ Näher wollen wir auf Seecks Charakteristik der Auguste und Cäsaren jener merkwürdigen Epoche nicht eingehen, weil wir es nur auf den Hauptgegenstand des Buches abgesehen haben.

Wir haben mehrere Rezensionen gelesen, in denen Seecks Ansicht von den Ursachen des Verfalls des römischen Reichs als eine Wunderlichkeit abgethan wird. Die Rezensenten scheinen bloß die Seite 263, aber nicht die vorangehenden und nachfolgenden Erklärungen und Begründungen gelesen zu haben. „In vielen [?] Gegenden Deutschlands, heißt es da, pflegt der Bauer, wenn er zu arm ist, sich das teure Saatkorn zu kaufen, in folgender Weise die Aussaat des nächsten Jahres vorzubereiten. Er läßt kurz vor der Ernte seine Kinder am Felde entlang gehen und die Ähren abpflücken, die sich durch Höhe, Fülle und Gewicht vor den andern auszeichnen. Diese werden dann gesondert ausgedroschen und ihr Korn im kommenden Frühling für die Saat benutzt. Wenn auf diese Art eine fortschreitende Veredlung des Getreides erzielt oder doch seiner Entartung vorgebeugt wird, so würde natürlich das Gegenteil eintreten, wenn man die letzten Ähren immer vernichtete und nur aus den schlechtesten Nachwuchs zöge.“ Hierauf wird die bekannte Geschichte erzählt, wie

Periander von Korinth zum Milesier Thrasylbul schickte, um dessen Rat zu erbitten, wie er am besten seine Herrschaft befestigen könne, Thrasylbul aber den Boten auf ein Feld führte und dort alle Ähren abriß, die die übrigen überragten. Diese Tyrannenweisheit sei zunächst in der griechischen Welt ganz allgemein geübt worden, nicht bloß von den Tyrannen, sondern auch von den republikanischen Parteien. Da die Führer der unterliegenden Partei regelmäßig entweder umgebracht wurden oder in die Verbannung wandern mußten, wo sie und, soweit sie nicht kinderlos starben, ihre Familien verkümmerten, so konnte es nicht fehlen, daß nach und nach alles, was durch Geist und Mut hervorragte, zu Grunde ging, und nur das Mittelmäßige und Gemeine sich erhielt. „Die Römer, heißt es dann weiter, haben nie den geistigen Schwung, aber auch nicht das hitzige Blut der Griechen gehabt; die Parteikämpfe ihrer ältern Zeit sind daher fast immer maßvoll, meist sogar auf dem Boden des Gesetzes ausgefochten worden. Manche ihrer besten Männer sind ihnen zwar zum Opfer gefallen; doch waren diese Verluste nicht so massenhaft, daß sie den Gesamtcharakter des Volks beeinflussten. Im dritten und zweiten Jahrhundert v. Chr. zeigt sich ihre frische Kraft dem entnervten Osten weit überlegen, und mit den kriegerischen Errungenschaften gehen die der Kultur Hand in Hand.“ Rom nimmt das griechische Geistesleben in sich auf. Aber gleichzeitig schwindet die Originalität, die z. B. die Werke des alten Cato ausgezeichnet hatte, und macht der strengen Nachahmung des Griechentums Platz. „Es ist gewiß kein Zufall, daß dieser Umschwung in der römischen Litteratur zusammenfällt mit dem Beginn der politischen Massenmorde. Das erste Beispiel ist die Ausrottung der begeisterten Jünglinge, die sich um Tiberius Gracchus und seinen größern Bruder geschart hatten; und noch grimmiger wird das Wüten, seit nicht mehr die Parteien um ideale Ziele, sondern einzelne Ehrgeizige um die Herrschaft streiten. Marius und Cinna morden die Aristokraten und daneben ihre persönlichen Feinde zu Hunderten und Tausenden hin; Sulla räumt nicht minder gründlich mit den Demokraten auf, und was von edelm Blut noch übrig ist, das fällt den Proskriptionen der Triumvirn zum Opfer. Die Römer hatten weniger geistige Kraft zu verlieren als die Griechen; die Verödung trat daher bei ihnen noch viel schneller ein.“ So blieb nur die feige Masse derer übrig, die sich in den Parteikämpfen nicht hervorgewagt hatten. Vergebens bemühte sich Augustus, bemühte sich auch noch Tiberius, dem aus solchen Feiglingen bestehenden Senat zu einem Rückgrat, zur Selbständigkeit zu verhelfen, eine Opposition auf die Beine zu bringen. „Was Wunder, daß den unglücklichen Tiberius der Ekel vor diesem Sklavengezücht überkam und er das Paß schließlich so behandelte, wie es [es] verdiente!“ Was im römischen Reiche noch an kräftigen Naturvölkern vorhanden war, dessen sittliche Kraft wurde durch die Unterjochungskriege und die Einfügung in den Staatsmechanismus gebrochen. Die letzten selbständigen Cha-

raktere endeten als Räuber. Talente wanderten nach Rom, um dort Karriere zu machen, was sie aber, wie nun die Dinge lägen, bloß noch durch den Verzicht auf Charakter konnten. Das sittliche Ideal der noch übrigen edeln Gemüter wurde die Askese, in der heidnische Theosophen, jüdische Essäer und später dann die Christen wetteiferten, sodaß also wiederum gerade die stärksten Geister ohne Nachkommenschaft blieben, während sich das Gefindel fortpflanzte. Von diesem Gefindel machten Sklaven und Freigelassene einen immer größeren Bestandteil aus, und auch die Sklavenschaft unterlag leider dem unglücklichen Gesetz der Auslese des Schlechtern; denn gerade den tüchtigsten Sklaven, den Ackerbauknechten, war die ordentliche Ehe meistens versagt — nur der *Billicus* mußte verheiratet sein —, während die zu allem Rechtschaffen untauglichen Luxusklaven Geld, Ehren und die Freiheit erlangten und natürlich auch in die Ehe traten. Sogar das Amt des *Billicus* wurde zum Unglück für die Landwirtschaft nicht selten einem Haarträusler, Tänzer oder ehemaligen Buhlnaben übertragen. Übrigens bekennt sich Seeck (S. 294) zu der Ansicht, daß das Los des Sklaven der antiken Welt durchschnittlich glücklicher gewesen sei als das des modernen Arbeiters, winkte ihm doch die Freiheit, Vermögen und zuweilen sogar ein hoher Rang. Aber freilich, nur der Schlaue und der Füg-same, der sich für empfangne Schläge bedankte, hatte glänzende Aussichten. „Wenn einer Bevölkerung, die durch Ausrottung ihrer Besten ohnehin entnervt ist, solche Elemente in ungezählten, immer sich erneuernden Mengen zuströmen, so kann das Ergebnis nicht zweifelhaft sein. Die Eigenschaften, die das späteste Altertum vor allen andern charakterisieren und endlich den Sturz des Römerreichs herbeiführten, waren Unselbständigkeit, Feigheit und Servilismus, mit einem Worte Sklavensinn. Wie der Knecht vor seinem Herrn kriechen lernte, um harten Strafen zu entgehen oder Gnade und Freilassung zu erbetteln, so kroch der römische Senat vor dem Herrscher, so die Bürger der Provinzialstädte vor ihren Prokonsuln, so kroch endlich das ganze römische Reich vor den starken Germanen.“ „Angerbte Feigheit,*) hat er schon an einer frühern Stelle (S. 276) bemerkt, ist, wenn uns nicht alles täuscht, die beherrschende Eigenschaft, aus der alle Erscheinungen, die für das sinkende Altertum charakteristisch sind, hervorgehen.“ Eine dieser Eigenschaften war eine entsetzliche Geistessträgheit. Vor etwa zwanzig Jahren hat ein Naturforscher — wenn wir uns recht erinnern *Dubois-Reymond* — den Gedanken ausgesprochen, die mangelhafte Technik sei an dem Zusammenbruch des Römerreichs schuld gewesen; hätte man den Germanen mit Sprengstoffen entgetreten können, so wären sie niemals Sieger geblieben; wir Heutigen hätten von Barbaren nichts zu fürchten. Darauf ist zu antworten, daß auch Barbaren die Unfertigung

*) Freiheit steht leider da. Das Buch ist überhaupt nicht frei von Druckfehlern. So steht S. 197 *Albion* für *Alboin*, S. 493 *Lehrwort* für *Lehnwort*.

von Sprengstoffen erlernen können. Außerdem aber antwortet Seeck, die Erklärung sei in einem etwas andern Sinne richtig, als sie ihr Urheber gemeint habe; nicht gerade die Sprengstoffe hätten den Römern gefehlt, wohl aber die geistige Regsamkeit, die bei uns täglich neue Erfindungen hervortreibt. Von Augustus bis Diokletian sei die Ausrüstung des Legionärs immer dieselbe geblieben, keine Verbesserung der Taktik, kein neues Kriegsmittel sei erfunden worden. Auch im Gebiete der Industrie habe die ganze Kaiserzeit nicht die kleinste Erfindung aufzuweisen. Nicht einmal zur Anwendung schon gemachter Erfindungen habe man sich aufgerafft. „So war die Wassermühle schon dem großen Mithridates bekannt, und doch zermalmte man noch vier Jahrhunderte später das Getreide durch Menschenhand oder ließ von Zugtieren die Steine drehen.“

Überkultur, wenn man darunter einen übertriebenen Kulturfortschritt versteht, war es also sicher nicht, was das Römerreich zu Falle gebracht hat, eher das Gegenteil; nicht die unkultivirtesten, sondern die kultivirtesten Völker sind, wie Seeck richtig hervorhebt, heute die militärisch stärksten. Auch die Lebensart vom Altern der Völker bezeichnet er als sinnlos. Alle Völker der Erde, gleichviel ob man sie von Adam oder von Anthropoiden abstammen läßt, sind gleich alt. Versteht man aber unter einem alten Volke ein solches, das schon lange Zeit zivilisirt ist, so haben wir die Juden, deren Kultur älter ist als die griechische, und die dennoch heute noch höchst lebendig sind. Auf die Juden, meint Seeck, werde man vielleicht zur Widerlegung seiner Theorie verweisen, sei doch kein andres Volk so oft von Massenmorden beinahe bis zur Vernichtung heimgesucht worden. Aber, sagt er, Verfolgungen und Abschlächtungen in Volkskriegen, die eine ganze Nation wahllos heimsuchen, haben gerade die entgegengesetzte Wirkung als Parteikämpfe, denen die Besten zum Opfer fallen; bei jenen hat gerade der Tüchtigste Aussicht aufs Überleben; sie rafften, ebenso wie Seuchen, die Schwächern hin. [Daher ist auch unsere heutige seuchenverhütende Hygiene eine antiselektionistische Macht.] Dasselbe gelte von den ewigen Fehden der germanischen Stämme unter sich, ihren Kriegen mit den Römern und den spätern Verheerungen, die das deutsche Volk bis nach dem dreißigjährigen Kriege erlitten habe; alles das habe die Rasse verbessert.

Zu der beschriebnen Entartung kam nun im Römerreiche noch die Entvölkerung. Den Gedanken, daß sie eine Wirkung des Luxus und der Sittenlosigkeit gewesen sei, weist Seeck als ganz ungereimt zurück. Die Zahl der Reichen, denen ihre Mittel einen unvernünftigen Luxus gestattet hätten, seien noch weit dünner gesät gewesen als heute; die Mehrzahl der Bevölkerung habe wie zu allen Zeiten aus armen Teufeln bestanden, für die sich die Frugalität ganz von selbst verstehe, und namentlich die Bauern hätten im Altertum nicht anders gelebt, als wie eben die Bauern zu leben pflegen. Aber daß der Bauern immer weniger geworden seien, das sei das Unglück gewesen. Im

Widerspruch mit Friedländer hält Seeck des Plinius Klage über die verderbliche Ausdehnung der Latifundien nicht für Übertreibung. Die Bauern wurden zunächst durch die ewigen Kriege, namentlich durch die punischen, zu Grunde gerichtet. (Die Wandlungen der römischen Heeresorganisation, namentlich die Reformen des Marius, werden sehr eingehend behandelt. Früher wie später trug auch das Kriegswesen zur Entartung bei, indem es gerade die tüchtigsten Männer im zeugungskräftigsten Alter von der Ehe abhielt. Zwar lebten die Legionare meistens mit Barbarenweibern aus den ihren Standquartieren benachbarten Stämmen im Konkubinats, aber die daraus entsprossenen Bastarde konnten einen regelmäßigen ehelichen Nachwuchs nicht ersetzen, denn wenn sogar heute noch die Sterblichkeit der unehelichen Kinder weit höher ist als die der ehelichen, wie hoch mußte sie damals sein, zumal da das Aussetzen unbequemer Sprößlinge gesetzlich erlaubt und allgemein Sitte war! Immerhin haben eine Zeit lang diese Bastarde eine sehr geschätzte Heeresergänzung gebildet.) Dazu kam dann die billige Korneinfuhr aus den unterworfenen Provinzen und das methodische Auskaufen der verarmten und verschuldeten Bauern durch Kapitalisten. Für höchst verderblich hält Seeck eine Maßregel, die aus bauerlichem Vorurteil entsprang: den Senatoren und ihren Söhnen wurde der Seehandel verboten, weil er für den höchsten Stand des Reiches unschicklich sei. „Dies claudische Plebiscit vom Jahre 218 v. Chr. war das Todesurteil des kleinen Grundbesitzes in Italien. Da das Leihen auf Zins, auch wenn er noch so mäßig war, erst recht für schimpflich galt und eine große Industrie nicht existierte, so blieb den Mitgliedern des Senats gar keine andre Möglichkeit, ihr Vermögen nutzbringend anzulegen, als das Kaufen von Landgütern. Die Tribute der neuerworbenen Provinzen und die Erpressungen ihrer Statthalter führten immer größere Summen nach Rom, und diese füllten vor allem den Säckel des herrschenden Standes. Bald gab es keine Senatorenfamilie mehr, die nicht fürstliche Reichtümer besessen hätte, und all dies Kapital wollte in Grundbesitz untergebracht sein.“ Wie es aber um die Fortpflanzung der Sklaven auf den großen Gütern stand, ist schon gesagt worden. (Als man den Schaden zu bemerken anfang, wurde es, wie Columella berichtet, Sitte, Sklavinnen, die drei Kinder hatten, von der Arbeitspflicht zu entbinden und ihnen, wenn sie noch mehr bekamen, die Freiheit zu schenken), und daß die freien Bauern von dem Rechte der Kinderaussetzung desto fleißiger Gebrauch machten, je bedrängter ihre Lage wurde, versteht sich von selbst. Die wiederholt in Angriff genommene innere Kolonisation aber hatte keinen nachhaltigen Erfolg, wohl vorzugsweise aus dem Grunde, weil weder die unter dem städtischen Pöbel verbummelten Nachkommen ehemaliger Bauern, noch die Veteranen besonders geschickte und fleißige Landwirte abgegeben haben werden. Zu alledem kamen noch verheerende Seuchen und die Neigung des gebildeten Römers, in der Ehe nichts andres als eine lästige Pflicht gegen den Staat zu sehen.

Aus alledem erwuchs eine pessimistische Stimmung, die in einen förmlichen Trieb der Selbstvernichtung ausartete, der sich in einer weithin herrschenden Selbstmordmanie äußerte. Seeck erinnert an ähnliche Erscheinungen bei Naturvölkern, die von der Vorsehung zum Verschwinden verurteilt worden zu sein scheinen, z. B. die Bewohner der Antillen, die sich auf Verabredung gemeindeweise teils durch Gift, teils durch den Strick töteten. Das Christentum wirkte dieser Stimmung nicht entgegen; im Gegenteil, wie der christliche Preis der Jungfräuschaft, so lag auch das Drängen der edelsten Christen zum Märtyrertode — ein weiteres Mittel der Auslese der Untüchtigsten — durchaus in der herrschenden Richtung. In der Litteratur wirkte dieser Pessimismus mit der Gesinnungslosigkeit zusammen, sie gänzlich unfruchtbar zu machen. „Auch deswegen blieb die römische Litteratur so durchaus konservativ, weil ihren Pflegern jede Erschütterung der bestehenden Zustände zum Verderben gereichen mußte. [Wer dächte da nicht an unsre »Staatszerhaltenden«!] Denn Schmarotzer waren sie alle, ob sie sich als arme Schlucker von der Gnade ihrer Gönner, ob als Mitglieder des herrschenden Standes vom Raube der Provinzen ernährten: der revolutionäre Geist, der das Gewordne vom Standpunkte des Volkswohls und der gefunden Vernunft einer Kritik unterwirft, hätte sich also in erster Linie gegen ihre Existenzberechtigung wenden müssen. Sedes gesunde Volk freut sich an der Hoffnung auf eine glücklichere Zukunft; seine Philosophen entwerfen Bilder einer idealen Staatsverfassung, seine Dichter und Romanschreiber träumen sich in Länder und Zeiten hinein, in denen die Gerechtigkeit zur vollen Herrschaft gelangt ist und jeder gute Mensch Grund hat, zufrieden zu sein. Solche Utopien, wie sie im Altertum keinen geringern als Plato, in der Neuzeit ein ganzes Heer von Schriftstellern, von Thomas Morus bis auf Bellamy und Bebel herab, beschäftigt haben, sind der Litteratur der Kaiserzeit durchaus fremd. Wenn sie die Gegenwart tadelt, so geschieht das nur im Vergleich zur ruhmreichen Vergangenheit; der frische, hoffnungsfreudige Ausblick in die Zukunft fehlt ihr gänzlich. Daß es besser werden könne im Reiche, scheint keinem in den Sinn zu kommen, noch weniger findet sich jemand, der sich im Ernst oder Scherz darüber den Kopf zerbräche, wie es besser werden könne. Die einen freuen sich ihres Lebens, die andern beklagen in dumpfer Verzweiflung das Elend der Zeit oder lassen an ihr einen müßigen Spott aus. Seinem Volke ein ideales Ziel zu weisen, worauf sich dessen Streben richten könnte, betrachtet kein Schriftsteller als seine Aufgabe.“ (S. 316.)

Die eigentliche Ursache des Untergangs des römischen Reiches ist ohne Zweifel der Wille Gottes gewesen, den Germanen die Entfaltung ihres Wesens und ihrer Kraft möglich zu machen; neben dem römischen Reiche hätten sie weder ein Kulturvolk werden noch Macht erlangen können, und in diesem Reiche konnten sie es nur dadurch, daß sie es auflösten. So meint es auch

Seeck: Raum zu schaffen für die Barbaren war der Zweck der geschichtlichen Entwicklung der Kaiserzeit. Wenn also nach den Ursachen des größten aller weltgeschichtlichen Ereignisse gefragt wird, so kann es sich nur um die natürlichen Mittel handeln, deren sich die Vorsehung zur Verwirklichung ihrer Absicht bediente. Diese hat nun Seeck, wie uns scheint, richtig und vollständig angegeben. Nur hier und da hätte vielleicht die Wirkungsweise der zeretzenden Kräfte noch etwas genauer angegeben werden können. So z. B. ist es zwar richtig, daß Kultur an sich ein Volk nicht zu Grunde richtet, aber ebenso unbestreitbar ist, daß das unter Umständen geschieht, und diese Umstände, die Seeck alle einzeln angegeben hat, hätten am Schluß noch einmal zusammengefaßt werden können. Der erste besteht darin, daß der Gedankenkreis, dessen ein Volk, eine Gesellschaft fähig ist, durchlaufen ist, und daß keine Aufgaben mehr vorliegen. Das war in Rom der Fall. Man hatte die Welt erobert; man hatte die vollkommenste Rechtsordnung ausgediffert, die nur den einen Fehler hatte, daß sich niemand darin wohl fühlte, man hatte Ackerbau, Gewerbe und Handel betrieben, man hatte alle Arten von Luxus, von geistigem und Sinnengenuß kennen gelernt, man hatte gemalt, gemeißelt und gebaut, man hatte Verse gemacht und Theater gespielt, gesungen und getanzt, man hatte den Bau der Welt philosophisch durchforscht und gefunden, daß weiter nichts dahinter stecke, und man hatte alle Religionen durchprobirt; man war also so weit, wie Faust in seinem ersten Monolog und wie unsre *fin de siècle*-Sünglinge. Es kann doch wohl eigentlich nicht Geistessträgheit genannt werden, daß die alte Welt keine Fortschritte in der Technik gemacht hat. Männer wie Augustin sind wahrhaftig nicht geistesträge gewesen, und doch ist auch aus dem Kreise der Kirchenväter keiner auf die Technik verfallen, von deren Pflege sich später die Klostermönche durch Frömmigkeit nicht haben abhalten lassen. Es scheint vielmehr, daß der Geist des Altertums durch seine ausschließlich ästhetische, der Erforschung des Seelenlebens und der Ausbildung der Sprache zugekehrte Richtung für die wissenschaftlich-empirische Erforschung der Natur untauglich geworden sei; das ganze Altertum gleicht einem humanistischen Gymnasium, dessen Lehrern und Schülern die Körperwelt, abgesehen von ihrer ästhetischen Seite, verschlossen ist; erst die Barbaren haben den Sinn für die Realien ins europäische Leben gebracht, wie es ja andre Barbaren, die Ägypter, Babylonier und Phönizier gewesen waren, die der griechisch-römischen Welt an Elementen der Astronomie, Mechanik und industriellen Chemie soviel geliefert hatten, als sie brauchte. Hätten sich die Römer in das Gebiet der Realien hineingefunden, dann würden sie nicht allein neue Verteidigungsmittel gegen die Barbaren, sondern überhaupt neue Lebensaufgaben, damit einen neuen Lebensinhalt gewonnen haben und wieder lebensfähig geworden sein. Aber das sollten sie eben nicht.

Sodann muß die Kultur, wie es scheint, die Volkskraft zerstören, sobald

sie das ganze Volk durchdrungen hat, und für den formenden Geist kein zu formendes Rohmaterial an Naturmenschen mehr übrig bleibt. Die Kinder der Gebildeten können das nicht ersetzen, denn die hören schon im zweiten Lebensjahre auf, Naturmenschen zu sein. Die ästhetische Verfeinerung verleidet die natürlichen Genüsse, erweckt die unersättliche Begierde nach immer neuen Erscheinungen und verleitet zur Unnatur. Die philosophische Grübeleie vererbt sowohl die einfachen natürlichen Genüsse wie die Arbeit; die einen dadurch, daß sie sie in Illusionen auflöst, die andre, indem sie ihre Zwecklosigkeit aufdeckt. Religiöse und moralische Grillen lassen in allen Genüssen und zuletzt auch in aller Thätigkeit Sünden wittern. So wird das Leben verleidet, und dann kommen noch die wirtschaftliche Not und Klugheit und verbieten das Kinderzeugen. Wie soll da ein Volk gesund und am Leben bleiben?

Worin bestand denn die Überlegenheit der deutschen Barbaren? Darin, daß sie gedankenlos in den Tag hinein lebten, sich ihres Lebens freuten, so viel Kinder zeugten, wie sie konnten, und den herangewachsenen Söhnen sagten: nun zieht hinaus in die Welt, raubt euch Vieh, Acker, Schätze, Weiber, schlägt jeden tot, der euch die Beute streitig macht, und werdet ihr selber totgeschlagen, nun dann trinkt und turnt in Walhall weiter! Totgeschlagen wurden ihrer genug, aber da immer neuer Nachschub folgte, so behaupteten sie zuguterlezt das Feld. Wem verdankt denn das Judentum seine Unverwüstlichkeit? Dem Optimismus des heiligen Buches, an dem die Juden mit unerschütterlichem Glauben hängen, und das da lehrt, alle Dinge seien von einem guten Gotte gut geschaffen (den Teufel, den spätere Grübler eingeschmuggelt haben, überlassen sie den Christen), das ihnen irdisches Wohlergehen verheißt, ihnen befiehlt, Jehovah Feste zu feiern mit Essen, Trinken und Fröhlichkeit, und das reichen Kinderseggen als das größte Glück und die größte Ehre preist. (Schopenhauer hat das Alte Testament grimmig gehaßt.) Eben jetzt sind fromme Leute daran, die „bodenlose Unsittlichkeit“ unsers Landvolks aufzudecken und zu bejammern. Nun, diese bodenlos unsittlichen Weiber, Ehefrauen und Mädchen haben durchschnittlich vier bis sechs Kinder, mitunter auch sechs bis acht. Wenn man unsre Landleute erst alle vollkommen ästhetisch, gesittet, moralisch gemacht, ihnen Selbstbeherrschung und wirtschaftliche Klugheit beigebracht haben wird, dann wird in ganz Deutschland teils der strenge Zölibat, teils das Zweikindersystem herrschen; von den zwei Kindern wird oft noch eins sterben, und unser Land, das seinen Bewohnern längst zu enge geworden ist, wird bald Raum haben für gelbe, braune und schwarze Barbaren. Worin besteht denn die vielbeklagte Überlegenheit der Polen über die Deutschen in Ostelbien? Darin, daß sie noch gedankenloser, leichtsinniger und „unsittlicher“ sind als das rohe deutsche Landvolk, unter dem sie leben, und noch mehr Kinder haben. Übervölkerung, sagt Seck sehr gut, ist die Krankheit der gesunden Nationen. Natürlich muß man beachten, daß auch die Gesundheits-

krankheiten tödtlich verlaufen, wenn für die überschüssigen Säfte nicht Raum geschafft wird.

Im römischen Reiche trat der Umschwung in den Tagen Mark Aurels ein, der auch germanische Ansiedler ins Reich ließ, nachdem die Lücken des Heeres schon längst mit Barbaren ausgefüllt worden waren. Seeck zeigt, wie sich von da ab das Heer wie das Reich immer mehr barbarisirte. Nun nahm die Bevölkerung wieder zu, und das Getreide schlug auf. Die Sitten wurden barbarisch; raffinierte Laster hörten auf, dafür nahmen Wildheit und Grausamkeit überhand. Nicht das Christentum hat die Umwandlung vollbracht — es wirkte ja, wie wir gesehen haben, der Hauptsache nach in derselben Richtung wie die römische Kultur, und die zunehmende Wildheit stand zu seinem Geiste im Widerspruch —, sondern das Barbarentum; die christliche Kirche hat diesem, abgesehen von den religiösen Einwirkungen, die immer auf einen engen Kreis beschränkt bleiben, nur den Dienst erwiesen, ihm das Wesentliche der griechisch-römischen Kultur zu bewahren und zu vermitteln.

Zum Schluß noch eins. Bei den Nationen des Südens, schreibt Seeck S. 289, ging unter, wer sich dem Willen der Gesamtheit nicht fügte; bei den Germanen hatte der die meiste Aussicht auf Rettung, der auch auf eigne Faust den Feind abzuwehren oder sich der Übermacht auf Schleichwegen zu entziehen verstand. So entwickelte sich bei jenen die Unterordnung des Einzelnen unter das Ganze, d. h. die staatenbildende Kraft; bei diesen gelangte die freie Individualität zu einer so energischen Ausbildung, daß sie jedes staatliche Band zersprengte. Trotz ihrer großen Begabung hatten sie sich nicht zu einer höhern Kultur erhoben, weil diese aus dem geordneten Zusammenwirken vieler hervorgehen muß und ihre wilde Kraft sich keiner Ordnung fügen wollte. Diese ungezügelte Behauptung seiner persönlichen Eigenart war zum beherrschenden Zuge im Nationalcharakter der Deutschen geworden, wie er es in gemildeter Weise noch heute ist, und in den Edelsten des Volks kam er zur reinsten Ausprägung. Diese mußten also fallen, die jüngern Generationen mußten etwas von jener überschäumenden Kraft ihrer Väter verlieren, damit sie zahmer würden und sich dem Verbande eines geordneten Staatswesens einfügen lernten. Die Ausrottung der Besten, die jenen schwächern Völkern die Vernichtung brachte, hat die starken Germanen erst befähigt, auf den Trümmern der antiken Welt neue, dauernde Gemeinschaften zu errichten.

Diese Reihe vollkommen wahrer Gedanken bedarf nur noch der Ergänzung durch den Schlußgedanken, daß dieselbe Fähigkeit der Unterordnung, die die Staaten bildet, sie zuletzt auch zerstören muß, und daß die Staaten des Altertums an nichts andern gestorben sind, als an ihrer eignen staatenbildenden Kraft; denn die vollendete Fähigkeit der Unterordnung ist ja gar nichts andres als jene Unselbständigkeit und Feigheit, jene Bedienten- und Sklavenart, die nach Seeck den Charakter des Römervolks in der Kaiser-

zeit ausgemacht hat. Die Völker können demnach zwar ohne Staat nicht zu höherer Kultur und gesichertem Dasein gelangen, aber sie bleiben nur so lange lebensfähig, als sie noch nicht vollständig verstaatlicht sind, als es noch Volksmassen und Lebensgebiete giebt, die der Staatsgewalt unzugänglich bleiben. Auch von dieser Seite gesehen, ist ein Rest urwüchsigem, rohem Volkstums Lebensbedingung für Staat und Volk. Durchdringt der Staat jedes Gewebteilchen des Volkskörpers, so ist er der Leviathan, der das Volk auffriszt, oder um ein richtigeres Bild zu gebrauchen, der Kalkfinter, der den Volkskörper verfeinert und in eine unorganische, leblose Masse verwandelt.



Aus den Denkwürdigkeiten des luxemburgischen Ministers Servais

(Schluß)



Die wichtigste Folge des Kriegs war für Luxemburg die Abtretung des Betriebs der Wilhelm-Luxemburgbahn. Wie schon erwähnt, hatte sich die luxemburgische Regierung schon durch die Note vom 4. Oktober 1870 und dann im Januar 1871 Ernsthausen gegenüber verpflichtet, die Ostbahngesellschaft auf Auflösung des Vertrags zu verklagen, da sie ihn durch Beförderung eines Zuges mit Lebensmitteln in die belagerte Festung Diedenhofen verletzt hatte. Die von der Regierung mit der Führung des Rechtsstreits beauftragten Anwälte hatten erklärt, die Ansprüche der Regierung nicht vertreten zu können, da sie sie für aussichtslos hielten. In Berlin wurde diese Nachricht mit großem Gleichmut aufgenommen. Während Servais noch vergeblich bemüht war, einen Ersatz für die Ostbahngesellschaft zu finden, erhielt er am 15. Mai durch Föhr aus Berlin die Nachricht, daß sich an diesem Tage die französische Regierung Deutschland gegenüber verpflichtet habe, Deutschland in die Rechte der Ostbahngesellschaft einzusetzen. Föhr und Servais waren in gleicher Weise überrascht über diese Wendung der Dinge. Servais meint, daß nur die Unkenntnis der Tragweite der Sache (die Bahnlinsen waren doch 170 Kilometer lang) die französischen Friedensunterhändler habe bestimmen können, sich darauf einzulassen, über Rechte dritter und über Rechte eines souveränen Staats, der zur Sache gar nicht gehört worden war, zu verfügen, ganz abgesehen davon, daß die Ostbahngesellschaft nach den bestehenden Verträgen gar nicht das Recht hatte, ohne Zustimmung der luxemburgischen Regierung ihre Rechte weiter zu